Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 200. Berlin, Dienstag, den 1. Mai 1883. XII. Jahrgang.

Politische Tagesübersicht.

Berlin, 1. Mai.

Die Kolonial-Ausstellung zu Amsterdam.

Aus dem Venedig des Nordens.

(Von unserem Spezial-Korrespondenten.)

Hd. **Amsterdam**, 30. April.

Ein Stückchen Alt-Berlin, zum Beispiel dicht an der Fischerbrücke, oder jener Ausschnitt hinter dem Mühlendurchgang bei der Post- und Breitenstraße, ein solches malerisches Stückchen Alt-Berlins unter ein vielhundertfältiges Vergrößerungs-Glas gestellt, das ist Amsterdam. Schmale Häuser mit altem geschnörkelten Giebel bücken sich leicht nach vorn, als wollten sie sich in den dunkelen langsam vorübergleitenden Wasserläufen nachdenklich beschauen, Hunderte von Brücken leiten von einer schmalen Gasse in die andere. Hier und da hebt sich dann im Hintergrunde eine Kirche oder irgend ein öffentliches Gebäude mit krausen Linien als Schlußstück des ganzen Bildes vom Himmel ab. Aber es ist als ob die tausende von schmalbrüstigen Häusern, welche die Stadt bilden, gar nicht das mächtige Leben fassen können, das in diesem Welthandelsplatz pulsirt. In den engen winkligen Gassen strömt es in hastigen Schlägen auf und ab, und in den am Dam einmündenden Straßen, dem Mittelpunkte, sieht man ordentlich, wie sich die dehnenden Lungenflügel einer kraft- und arbeitstrotzenden Stadt mit tiefen Athemzügen heben und senken.

Man sagt, Amsterdam sei das nordische Venedig, denn wie dort durchflechten auch hier hunderte von Kanälen die Stadt, so daß die Angabe wohl richtig sein mag, Amsterdam besitze mehr als dreihundert Brücken. Dann aber hört der Vergleich auf, wenigstens mit dem Venedig der Gegenwart. Dort unten im Süden eine sterbende Königin, der die Krone bereits vom Haupte sank, und um deren marmornen Leib, um deren zerbröckelnde, von der Lagunenluft gedunkelte Paläste ein schwerer Trauerflor sich windet. Freilich, wenn Sonne in Venedig ist, dann bezaubert sie auch heut noch in ihrer Todesschönheit. Aber es muß Sonne, viel Sonne sein.

Wie ganz anders hier. Amsterdam ist noch heute die reiche Kaufherrin, mit wohlgefälteltem Halskräuschen und blitzblanker Spitzenhaube. An der Hüfte klirrt der Schlüsselbund, wenn sie gewichtig durch die Räume schreitet, und es sind keine verrosteten Dinger, welche daran hängen, sondern gute, im fleißigen Gebrauch reinlich bleibende Geldschrankschlüssel.

Ach ja, das liebe Geld! Amsterdam ist schon in gewöhnlichen Zeiten ein verteufelt theueres Pflaster. Freilich nicht blos für den Reisenden, sondern mehr noch für den eingeborenen Hausbesitzer. Das kommt daher, weil die ganze große Stadt eigentlich eine Pfahlbauten-Kolonie ist, denn der theils sandige, theils wasserdurchzogene, angeschwemmte Boden kann kein Haus, keinen Damm tragen, bevor nicht eine gewaltige Menge von Pfählen eingerammt ist, die den Untergrund bilden. So kommt es, daß bei einem Hause hier in dem Unterbau mehr Geld als in dem ganzen Oberbau steckt.

Ich hätte deshalb auch die ersten Grundarbeiten für das große Ausstellungsgebäude, das sich jetzt im Süden der Stadt erhebt, sehen mögen. Vielleicht war dort auch der Boden etwas weniger sumpfig. Die Aussteller behaupten freilich, daß das Terrain mit Gold gepflastert worden ist, wozu besonders französische und belgische Zwanzigfranken- und deutsche Zwanzigmarkstücke geeignet befunden worden. Zehnmarkstücke waren nicht ausgeschlossen, sind aber mehr zur Abrundung benutzt worden.

Morgen soll nun die feierliche Eröffnung dieser höchst eigenartigen internationalen Ausfuhr- und Kolonial-Ausstellung vor sich gehen. Der König der Niederlande gedenkt dies in eigener Person zu vollziehen, er befindet sich zu dem Zwecke bereits in Amsterdam. Der hohe Herr muß jedem Journalisten eine achtungsvolle Neugier einflößen, seitdem er sich zum letzten Male verheirathete, um — bei seinem getreuen Volke die Frage wegen einer Aenderung der Erbfolge anzuregen. Ich ging deshalb zum Palais. Da der König sich aber seinen Amsterdamern nur höchst selten im Jahre zu zeigen beliebt, so war der Wall der Neugierigen vor dem Schloß ein so starker, daß ich nur bis zum nächsten Zeitungskiosk gelangte. Hier gabs einen Festbericht zu kaufen, worin zu lesen war, wie die junge Königin der Niederlande von den jüngsten Landeskindern Tags zuvor angesungen worden. Es war nach der Melodie der fürstlich Waldeckschen Nationalhymne geschehen, und es wurde erfreulicher Weise darin u. A. festgestellt, daß

„. . . In diesem Land voll Freiheit und voll Frieden
Dem theuren Fürstenpaar an Statt von **Dynamit**
Von seinem Volke ein Gebet beschieden,
Dem lieben Vaterlande aber gar ein Lied!"

Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß diese Versicherung für einen gewissenhaften Korrespondenten, der gerade im Begriff stand, nach dem eine halbe Stunde von dem Palais gelegenen Ausstellungs-Terrain zu fahren, in heutiger Zeit eine angenehme Beruhigung umschließt.

Das Ausstellungs-Terrain ist vorläufig noch der Sammelpunkt eines riesigen Wirrwarrs. Allerdings erheben sich hier und da bereits als kleine Inseln einige vollendete Gruppen, aber sie bilden die Minderheit. Hier ein kurzes Bild von dem Ausstellungs-Platz, soweit er bis jetzt überhaupt übersehbar ist. In der Mitte steht das Hauptgebäude als ein längliches Viereck, an dessen vorderer Schmalseite der Haupteingang sich befindet. Der Länge nach durchschneidet ein breiter Mittelgang das Gebäude während rechts und links sich die Seitenhallen anschließen. Mit Holland beginnt am Haupteingange die Ausstellung, mit Deutschland schließt dieselbe. Durch die deutsche Abtheilung hindurch führt der Weg ins Freie nach den hinteren Gartenanlagen. Frankreich hat ungefähr die Mitte des Gebäudes inne. Rechts von dem Hauptgebäude liegen bunt durcheinander gestreut einige Dutzend Spezial-Pavillons, z. B. der tunesische, auch die cirkusartige Halle, in welcher die indischen Eingeborenen sich in ihren Künsten zeigen sollen. Links sind die großen Maschinenhallen, und als besonderes Gebäude die Kolonien-Halle hingestellt. Ganz am Ende des Ausstellungsplatzes zieht sich dann die langgestreckte Halle für die Gemäldeausstellung hin. Es geht die Sage, daß bereits einige Kisten mit Bildern darin ständen. Da indeß der Eingang strengstens verwehrt wird, so gebe ich die Nachricht wieder, ohne irgend welche Verantwortlichkeit für die Richtigkeit derselben übernehmen zu wollen. Der allgemeine Eindruck dieser Ausstellung ist eben der des völlig Unfertigen. Augenblicklich stehen sicher noch mehr volle Kisten, als bereits ausgepackte auf dem Ausstellungs-Terrain, und am bezeichnendsten ist folgendes Gespräch, das ich mit anhörte:

Aussteller (erregt): „Heiliges Donnerwetter, wo sind denn meine vor vierzehn Tagen von Berlin aus expedirten Ausstellungsgüter?"

Der Beamte zuckt einfach die Schulter und fragt: „Etwa als Eilgut aufgegeben?"

Der Aussteller (schnaubend): „Natürlich als Eilgut!"

Der Beamte, mit unerschütterlicher Ruhe und Gemüthlichkeit: „Nun, dann ist es doch kein Wunder, daß sie noch nicht hier sind!"

* *
*

Die Eröffnung der Ausstellung.

(Telegramm unseres Spezial-Korrespondenten.)

Hd. **Amsterdam**, 1. Mai, 1 Uhr Mittags.

In den letzten 24 Stunden ist auf dem Ausstellungsplatze mächtig geschafft worden, und wenn auch noch lange nicht alles vollendet, so ist man doch wenigstens soweit gekommen, daß der Eröffnungsakt zur Noth vor sich gehen und den Gästen bereits etwas gezeigt werden kann.

Vor dem Eingang, wo gestern und vorgestern noch knöcheltiefer Sand lag, erheben sich jetzt grüne Büsche, und das gewaltige Hauptportal steigt, frei von der bisher verdeckenden Hülle, mit wuchtigen Massen in den frühlingshellen Himmel empor. Ein sonderbares Bauwerk ist dieses Hauptthor, welches gewissermaßen den Anblick der ganzen Ausstellung bildet.

Rechts und links thürmt sich in einsamer Pracht je ein einziger vierkantiger weißer Riesenpfeiler auf, und zwischen den beiden Steinblöcken schwebt als Verbindung in schwerer Faltung ein großes rothes Zelttuch, dessen Vorderseite und Eckkanten mit orientalischer Goldstickerei verziert sind.

Das Thor ist von verblüffender Eigenart und athmet trotz der nordischen Nüchternheit, in welcher wir uns hier bewegen, etwas von dem Zauber aus Tausend und einer Nacht. Von hinreißend geheimnißvoller Wirkung muß dieses Bauwerk aber an einem mondhellen Lenzabend erscheinen, wenn das milde Licht die Täuschung erhöhen hilft, daß die beiden erhabenen Steinriesen nicht aus gewöhnlichem belgischen Gips mit Marmoranstrich hergestellt, sondern in der That aus jenen edlen Gesteinblöcken geformt sind, welche sie nachahmen. Auch die Form der Pfeiler verdient eine Beschreibung. Den Fuß bilden an jedem Pfeiler ein halbes Dutzend heiliger weißer Elephanten, auf deren Rücken die ganze Last der Steinmassen zu ruhen scheint. Nach oben wächst das Pfeilerhaupt zu einem gigantischen Götterbildniß aus, zu einem von Schlangen umringelten weiblichen Angesicht, das mit streng gefalteten Brauen auf das Gewühl der kleinen Menschenkinder hinabschaut, die sich dort unten im schwarzen Frack und weißer Binde umhertummeln.

Vor dem Throne, den Weg einfassend, den der Festzug durchschreitet, lagern als grimmige Wächter des Palastes rechts und links einige niederländische Löwen, die Pranken voll ruhiger Kraft dem wandelnden Fremdling entgegengestreckt.

Wir treten in das Hauptgebäude der Ausstellung, das von hellstem Sonnenlicht durchfluthet ist. Goldige Strahlen gleiten durch das Glasdach und spiegeln sich schillernd in den tausendfältigen Metallbeschlägen, in den Krystallkronen und Glasgehäusen, die rings von frischem Grün umbuscht oder von dekorirten Stoffen farbenfroh umkränzt sind. Die große Halle erscheint endlos, denn die letzten Bogenlinien verschwimmen in dem duftigen Lichte, und selbst was noch unfertig und halb ist, gewinnt bei dieser herrlichen Lichtstimmung einen malerisch verschönernden Reiz.

Die erste Gruppe, welche die Eintretenden begrüßt, ist Niederland. In der Mitte, rechts und links, überall flattern die orangefarbenen Wimpel des Herrscherhauses Oranien. Sie schweben auch an der gewaltigen Pyramide von Liqueurflaschen und Fässern, welche das erste grüßende Zeichen ist, mit welchem die niederländische Abtheilung uns entgegentritt. Wynand, Focking u. Co.! Seit dem Jahre 1679 klingt andachtsvoll dieser Name vom Cap des Südens bis zum Nordpol von den Lippen derer, welche einen echten Curaçao 2c. zu verehren wissen. Gleich einem Leuchtthurm in stürmischer Brandung erhebt sich diese Liqueursäule als das augenfälligste Wahrzeichen der Niederland-Abtheilung.

Ueberhaupt hat jede der Abtheilungen ein besonders augenfälliges Mittelstück, eine Art von Charakterzug im Gesicht, welche das Wiedererkennen erleichtert!

Die niederländische Abtheilung ist fertig und präsentirt sich sehr hübsch. Erstaunt sehen wir Fremdlinge, wie tüchtig und fleißig daheim die Holländer auch in Gewerbe und Kunst zu schaffen wissen, während wir sie doch nur für ein Volk der Seefahrer, Handelsherrn und Landwirthe hielten.

Wahrhaft prächtig und bezaubernd ist die belgische Abtheilung. Schon die ganze Art der Ausstattung ist reizend. Während alle anderen Nationen die einfach aufstrebenden spitz- und geradwinkligen Linien des nüchternen Hallendaches bestehen ließen, haben die Belgier mit großer Dekorationskunst ihre Mittelabtheilung in einen Kuppelbau umgewandelt, von dem die Inschrift „Royaume du Belgique" anmuthend herableuchtet. Die Belgier sind glänzende Dekorateure, ihre Aufstellung hat Eleganz und Chic. Als ihr Mittelpunkt erscheint eine wunderschöne, aus Eichenholz geschnitzte Kanzel in stilvollster Gothik; schlank und zierlich, wie eine Blume, blüht dies reizende Gebilde aus dem Boden empor, und trotz der imponirenden Höhe ist es mit einem Blick zu umfassen.

Die holländische Abtheilung tritt auf mit festem Ernst, wie ein

---

Aus Schulze-Delitzschs Leben.

(Original-Feuilleton des „Berliner Tageblatts.")

Wer Gelegenheit hatte, mit den zurückgekehrten politischen Flüchtlingen vom Jahre 1848 zu verkehren oder wer einen Blick in die Briefe derselben thun durfte, welche sie aus Amerika in die Heimath schrieben, der wird mehr als einmal die Bemerkung gefunden oder sie gesprächsweise gehört haben, daß in den Jahren der Schmach, welche die reaktionäre, heillose Politik des Ministeriums Manteuffel über Preußen und mittelbar über ganz Deutschland gebracht — eine Zeit, welche durch die beiden Worte Olmütz, Warschau für ewig in unserer Geschichte gebrandmarkt bleiben wird — es vorzugsweise zwei schlichte Privatmänner gewesen seien, die durch ihre Großthaten die gekränkte Ehre des Vaterlandes wieder aufgerichtet hätten. Diese Männer waren Schulze-Delitzsch und Virchow. Während dieser auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung den Namen Deutschlands zu hohen Ehren brachte, zeigte Jener auf dem praktisch-wirthschaftlichen Gebiete, welche großartigen Aufgaben die neue Zeit stellen müsse und welche Mittel zu ihrer Lösung angewendet werden sollen. Wie Virchow ganz schöpferische Idee, so war Schulze-Delitzsch ganz schöpferische That; Beiden aber war und blieb jener den Deutschen angeborene, weltverachtende, hochfliegende ideale Sinn gemeinsam, ohne den nun einmal nichts Großes auf Erden geschaffen werden kann.

Von frühester Jugend an zeigte Schulze eine mit echter Lebensfreudigkeit gepaarte Thatkraft. Es litt ihn niemals, blos hinter den Büchern zu hocken; er mußte irgendwie eine greifbare Wirkung äußern. Anfangs freilich richtete sich dieser Schaffenstrieb nur nach der geselligen, heiteren Seite unseres Daseins. Kaum hatte er sein Amt als Patrimonialrichter in seiner Vaterstadt Delitzsch angetreten, als er, ein mit vorzüglichen Stimmmitteln und ausgezeichneter musikalischer Bildung ausgerüsteter Sänger, sofort an die Gründung eines Gesangvereins heranging, welcher sehr bald unter seiner Leitung zu großem Ansehen gelangte. Auch die nächstgelegenen Landstädtchen wurden in diese Vereinsthätigkeit hineingezogen, und sehr bald wagten sich die vereinigten Delitzscher an größere künstlerische Aufgaben, zu deren Bewältigung wohl auch geschultere Kräfte aus dem benachbarten Leipzig herbeigeholt wurden. Dieser fröhliche Beginn, dieses erheiternde Leben in dem jungen Gesangverein sollte für das ganze spätere Wirken Schulzes in einem gewissen Sinne vorbildlich werden. Der junge, herzige, freimüthige, bei allen seinen geselligen Neigungen außerordentlich pflichttreue Mann wurde ganz, ohne es zu wollen, zum Mittelpunkte eines Kreises, welcher aus den einflußreichsten Elementen der Stadt und Umgegend bestand. Nicht lange darauf, und es sollte sich zeigen, daß der junge Schulze noch ganz andere Dinge ins Rechte setzen konnte, als Sängerfahrten und fröhliche Liedertafeln. Die schlimmen Ernteergebnisse von 1846 ließen überall die ernstesten Nothstände im Lande hereinbrechen. Dazu kam jene unheimliche Schwüle der politischen Luft, welche lähmend auf die Gemüther Aller wirkte.

Der sogenannte Racker von Staat stand in bemitleidenswerther Rathlosigkeit dem mit Riesenschritten herannahenden Elend gegenüber. Alle Welt erwartete das Heil und die Rettung von der hohen Obrigkeit; aber diese glaubte genug gethan zu haben, wenn sie die Aufstände der Hungernden im Keime zu ersticken versuchte. Da war es der junge, liederfrohe Patrimonialrichter Schulze, der zum ersten Male mit einer organisirten freiwilligen Hilfsvereinsthätigkeit innerhalb seiner engeren Heimath wahrhaft großartige Ergebnisse zu erzielen verstand. Schulze trat mit einigen menschenfreundlich gesinnten Männern aus Delitzsch zusammen, man begann größere Vorräthe von Feldfrüchten bei Zeiten herbeizuschaffen, man pachtete eine leistungsfähige Wassermühle, um selbstständig das Getreide vermahlen zu können. Alsdann ging man mit der Einrichtung von Bäckereien vor. Kurz und gut, wir haben bereits hier in diesem Delitzscher Hilfsverein das Vorbild für die spätern zu so großartiger Wirksamkeit gelangten Konsumvereine. Als die schweren Monate des harten Winters 1846/47 herannahten und das allgemeine Elend immer furchtbarere Gestalt annahm, da war man, Dank der vorsorglichen Thätigkeit Schulzes, in der glücklichen Lage, wenigstens mit Lebensmitteln genügend versehen zu sein, um dieselben zu sehr billigen Preisen oder auch, wo es erforderlich war, unentgeltlich hergeben zu können. Während fast überall kleinere Aufstände an der Tagesordnung waren, konnte Schulze dem Oberpräsidenten der Provinz Sachsen auf seine Anfrage, betreffend die Verhältnisse in Delitzsch, die beruhigendsten Zusicherungen geben. Er bedürfe keines Polizeischutzes, schrieb der Patrimonialrichter an die oberste Provinzialbehörde, er hoffe vielmehr bestimmt darauf, daß in Delitzsch die öffentliche Ordnung und Sicherheit nicht gestört werden würde. Und so geschah es auch. Schulze hatte diesmal so zu sagen sein Gesellenstück in der Begründung freier werkthätiger Vereine abgelegt. Er war plötzlich der Vertrauensmann und der Rathgeber seiner Vaterstadt in allen wichtigen Angelegenheiten geworden. Und als das Jahr 1848 herankam mit seinen die verpestete Luft gründlich reinigenden Stürmen, da war es nur folgerecht, daß Schulze mit seiner ganzen vollen männlichen Kraft sich der freiheitlichen Bewegung anschloß. Nicht blos mit Dichterwort und Sang trat er für die neue Zeit ein, — er hatte damals eine Hymne „Deutscher Völkerfrühling" für gemischten Chor und Soli gedichtet und in Musik gesetzt — nein, auch in ernster, ermahnender und zugleich beruhigender Rede wies er auf die Berechtigung der Forderungen hin, welche das mündig gewordene Volk aufstellte. Ein allseitig gereifter, in den öffentlichen Geschäften in Folge seines patrimonialrichterlichen Amtes gründlich eingeweihter Mann trat Schulze als Vertreter seiner Vaterstadt in die Nationalversammlung zu Berlin. Seine hinreißende, markige Beredsamkeit, die Klarheit in der Darstellung auch der verwickeltsten Materien lenkten sofort das allgemeine Aufsehen auf ihn. Schulze-Delitzsch, wie er nunmehr genannt wurde, rückte sehr bald in die erste Reihe der jungen parlamentarischen Kämpferschaar. Aber bei all seiner Lebhaftigkeit, bei all seiner Empfänglichkeit für eine freiheitliche Entwickelung hat er sich niemals, auch in den Momenten der stärksten Aufregung nicht, zu irgend welchen radikalen Aeußerungen hinreißen lassen. Er hat niemals irgend welche innerliche oder äußere Beziehung zu jenen grundsätzlichen Umstürzlern gehabt, an denen jene Tage nur zu reich waren. Von Anfang an war er einer gemäßigten Reformpolitik zugethan. Aber was gerade diesen Mann in den Augen seiner Gegner so verhaßt machte, das war die Rückhaltlosigkeit, mit welcher er gewisse unhaltbar gewordene Verhältnisse als solche öffentlich beurtheilte. Nach dieser Richtung hin sind viele seiner Aussprüche Jahrzehnte hindurch berühmt gewesen. Schulzes geflügeltes Wort von dem „Absolutismus, der mit seiner alten Firma von Gottes Gnaden in der Geschichte bankerott gemacht", wurde geradezu ein Merkmal, eine Art von Banner, um das sich die Gesinnungsgenossen schaaren konnten. Wie gut das Urtheil formulirt war, das bewies die Wuth der Gegner, welche den Ausspruch auf jede mögliche Weise zu verdrehen bestrebt waren.

Als nach der glücklich beseitigten Reaktion mit der Prinzregentschaft und mehr noch mit dem Regierungsantritt unseres jetzigen Königs eine neue Zeit für Preußen hereinbrach und Schulze von den Berlinern in die zweite Kammer gewählt wurde, da wurde ihm noch der Vorwurf von der Tribüne herunter gemacht, als hätte er von der „bankerott gewordenen Firma der Hohenzollern von Gottes Gnaden" gesprochen. Der auf diese Weise Herausgeforderte verwies einfach auf den amtlich festgestellten Wortlaut seiner Rede aus dem Jahre 1848 — aber die edlen Reaktionäre waren nicht gewillt, diese Verleumdungswaffe so leichthin aus den Händen zu legen. Immer wieder mußte die bankerotte Firma von Gottes Gnaden herhalten, sobald man dem armen Schulze einen Aerger anthun wollte. Und auch in dem berühmt gewordenen Steuerverweigererprozesse, in welchen Schulze mit 42 Mitgliedern der Nationalversammlung (worunter auch der jetzige Wirkliche Geh. Rath Lothar Bucher) in Folge des Beschlusses vom 15. November 1848 verwickelt wurde, hatte er nicht etwa von Anfang an die radikale Ansicht der Steuerverweigerung überhaupt vertreten, sondern hinzugefügt, daß „so lange das Ministerium die freie Berathung der Abgeordneten unmöglich mache, dasselbe zur Erhebung der Steuern nicht berechtigt sei." Freilich stimmte er alsdann, da diese einschränkende Klausel nicht angenommen wurde, für die Steuerverweigerung schlechthin. Während Lothar Bucher den Ausgang des Prozesses nicht abwartete, sondern es vorzog, der etwas unwirthlich gewordenen Heimath den Rücken zu kehren, blieb Schulze, wie ein vereidigter Soldat, treu auf seinem Posten und Dank seiner glänzenden vor den Geschworenen (damals gab es noch Geschworenengerichte für politische Verbrechen!) gehaltenen Vertheidigungsrede erfolgte seine Freisprechung.

Aber die Folgen seiner parlamentarischen Wirksamkeit sollten Schulze in ganz anderer Richtung klar gemacht werden. Die Patrimonialgerichtsbarkeit hatte aufgehört, und die neue Gerichtsordnung sollte eingeführt werden. Da wußte es denn der damalige Justizminister Herr Simons gar trefflich einzurichten, den unbequemen Schulze, dessen Familie durch mehrere Geschlechter hindurch die Gerichtsbarkeit ausgeübt und hierdurch zu großem gesellschaftlichen Ansehen gelangt war, in ein kleines ödes polnisches Landstädtchen, Wreschen, zu versetzen. Schulze wurde in seiner neuen Eigenschaft als Kreisrichter mit einer ganz ungewöhnlich schwierigen Arbeit betraut. Es handelt sich um